



Pikante und heitere
Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. = 90 Pfg. zu beziehen.

Joseph bei Potiphar.

Von Hugo Kelsen.



Einst lebte in Aegyptium
— So steht's im Testamente —
Gestrenge Wandels, still und fromm,
Josephus, ein Studente.

Bei dem Philister Potiphar,
Da mietet er ein Zimmer —

D'rin lernt er Tag's, ja Nachts sogar
Lernt er beim Lampenschimmer.

Er zahlt den Zins mit Pünktlichkeit,
So oft der Mond sich neute,
Was bei der arg verderbten Zeit
Sehr den Philister freute.

So lebte Joseph still dahin
Beim eifrigen Studiren —
Doch wehe! Die Philisterin
Soll' ins Malheur ihn führen.

Einst war Herr Potiphar verreist
Nach Krakau in Geschäften,



Da faßt' bei Nacht der böse Geist
Madam' mit allen Kräften.

Sie wandte ihren schönen Leib
Wohl her und hin im Bette
Und seufzt: „Ach, wenn zum Zeitvertreib
Ich hier den Joseph hätte!“

„Der sitzt gewiß im Zimmer stumm,
Beim Scheine seines Nachlichts!
Du lieber Gott! Er ist noch dumm!
S' ist kraurig — doch — es macht nichts;

„Sucht er mich nicht, so such ich ihn!“
Madam' stieg aus dem Bette
Und ging zu Josephs Zimmer hin
In luft'ger Nachtoilette.

Sie bengte sich zu ihm herab,
Sie sah ihn an gar lange,
Und seufzte: „Vielgeliebter Knab',
Mein Herz ist heut' so bange!“

Doch kaum die Schöne noch gefaßt
Josephus um die Lenden,
So schrie er „Au!“ und wand mit Haß
Sich aus den weichen Händen.

„Seid völlig Ihr, Madam', begehrt?
Ich sag' es dem Philister!

Ich wette, wenn er Das erfährt,
Bestraft's als Mensch und Christ er!“

Madame war derzeit kurirt.
Doch Joseph! Weh' der Sache!
Man lohnt Dich nicht wie's Dir gebührt,
Madame schnaubt nach Rache!

Und eh' aus Krakau noch der Zug
Erreicht den Bahnhof hatte,
So rief sie: „Komm' ohn' Verzug
Und hilf mir, o mein Gatte!

Bedenk! Der Joseph, jener Strick,
Hat wollen mich verführen!
Ich faßt' ihn zornig beim Genick
Und ließ ihn lamentieren.

Und als ich aus dem Nachquartier
Geworfen den Dackmäuser,
Blieb er noch steh'n vor meiner Thür'
Und schrie und klemm' sich heiser.“

Da schnob Herr Pofiphar im Born:
„Er ganz gemeiner Nichts er!
Wollt' drechseln mir ein Hirschenhorn?“
Sprach's und lief fort zum Richter.

Das, Joseph, ist der Weiber Dank!
Denn dreimal weh' dem Armen!

Herr Joseph ward vom Bücherstrank
Geholt durch zwei Gensd'armen.

Die sagten nichts, die fragten nichts,
Sie schleppten ihn von himmen —
Erst vor den Schranken des Gericht's
Kam halbwegs er zu Sinnen.

Ihn überließ es heiß und kalt,
Da man verlas die Klage!
Zwar brachte er den Sachverhalt
Bündenden Wort's zu Tage.

Doch schrie und schwor man drüben auch
In wüthender Erregung.
Die Richter war'n nach altem Brauch
Bald müd' der Heberlegung.

Welch' ein Dilemma, merthöet!
Den Richtern schwand die Gröhe!
Da sprach der Kell'ke hochgelehrt
Von seinem hohen Sitze:

„Hat Joseph jenes schöne Weib
Gewollt verführen sündig,
Und sie hat ihm den keuschen Leib
Verwehret kurz und bündig —

„Dann zeig's, daß dieses Herrn Verstand
Gewiß gar weit nicht her ist;
Weil Weiber fangen hierzuland
Sonst meistens nicht so schwer ist.

„Doch sprach sie wirklich: „Herr Student,
Ich wünschte Ankerhaltung!“
Er aber brachte sein Talent
Nicht schleunigst zur Entfaltung —

„Dann, Joseph, frommes Goffeskind!
Vom Bil bis an die Wesel,
Von allen Eseln, die da sind,
Bist Du der größte Esel!!!“



Der verhängnisvolle Zipfel.

Novelle von M. Kolloden.

I.

„Ich hoffe, wir werden uns recht gut vertragen, jedenfalls soll von meiner Seite Alles geschehen, was Ihnen den Aufenthalt in meinem Hause angenehm machen kann,“ sagte mit freundlichem, wohlwollendem Blick die junge, verwitwete Frau Martina von Taret zu dem ihr gegenüber sitzenden Candidaten des höheren Schulamtes Feodor Kun, welchen sie soeben als Hofmeister für ihre beiden Knaben engagirt hatte. „Die Jungen sind nicht schlimm und werden Ihnen keine große Mühe machen, außerdem glaube ich, daß der Aufenthalt in der reinen, frischen Landluft bei uns Ihrer, vom anstrengenden Universitätsstudium geschwächten Gesundheit sehr gut thun wird.“

Der Candidat war durch diese herzlichen Worte des Willkommens ungemein wohlthätig berührt, doch fühlte er sich trotz seiner gründlichen Bildung der schönen Weltkame gegenüber so genirt, daß er auf der äußersten Kante eines Rehrstuhles mit eingezogenen Füßen sitzend, kaum einige leise Dankesworte zu murmeln wagte.

Diese so pagodenhafte Stellung, verbunden mit seinem linksischen Benehmen, konnte aber doch nicht den angenehmen Eindruck abschwächen, den der junge Mann auf Frau Martina machte, und welchem er hauptsächlich seine sofortige Annahme als Hauslehrer zu verdanken hatte.

Feodor Kun war in der That ein sehr hübscher Mensch. Von schlankem, nicht eben großem Körperbau, mit fein geformten Händen und Füßen und einem Gesicht, von welchem der leichte Anflug des sprossenden Backenbartes noch nicht ganz den darauf liegenden Ausdruck eines kindlichen, unschuldigen Gemüthes weggerafft, hätte er in einer anderen Kleidung, als jetzt in dem langen, altväterischen, viel zu weiten schwarzen Tuchrock, dessen Schöße den Sessel zu beiden Seiten fast bis zur Erde drapirten, gewiß eine elegante Figur gemacht.

„Wie ich von dem Professor, der Sie mir empfohlen hat, gehört habe, sind Sie auch ein eifriger Verehrer der Kunst und sollen sogar ein kritisch-philosophisches Werk über griechische Antiken geschrieben haben.“

„Nur einige kurze Aufsätze in einem Journal, hochzuverehrende gnädigste Frau“, antwortete Kun.

„Das ist schätzbar. Ich besitze selbst so manche kleine Kunstfachen von Werth und werde mich freuen, Ihnen Alles zu zeigen, wobei ich auch Ihr maßgebendes Urtheil herausfordern werde.“

Der Candidat verbogte sich auf seinem Sessel, indem er den Oberkörper so weit nach vorn neigte, daß er beinahe heruntergefallen wäre, wenn er seine Füße nicht mit einem Ruck vorgehoben hätte. Bei dieser schnellen Bewegung gingen die seine Kniee bedeckenden Rockschöße auseinander, und der arme kunstsinige Philologe bemerkte mit Entsetzen, daß zwischen seinen Beinen ein kleiner Zipfel, gleichsam wie ein ihm zugehörendes Schwänzchen, über die Kante des Stuhles in schimmernder Weiße fest hervorragte.

Die Röthe der Scham, welche das Antlitz einer keuschen

Jungfrau überdeckt, wenn sie plötzlich etwas gewahr wird oder hört, von dem sie zwar nichts wissen sollte aber doch halb und halb weiß, ist nichts gegen den Purpur, der nun in Rums Wangen schoß. Dabei blickte er, vielleicht zum ersten Mal, auf sein bezauberndes Vis-à-vis, welches aber jetzt die Augen gerade mit Aufmerksamkeit auf eine kleine Stickerie gefestigt hielt.

„Besonders besitze ich einige sehr gute Nachahmungen hellenischer Statuen“, fuhr Frau Martina fort, „darunter eine wahrhaft ideale Aphrodite“.

„O, eine Aphrodite!“ erwiderte der Candidat, der nur das letzte Wort aufgefaßt hatte, „die Göttin der Liebe, die Schaumgeborene, die die Ve-e-nu-nus der der Rö-mer—mer“. Er kam ins Stottern, denn er war zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Frau von Taret nicht aus seinen Augen lassend, begann er den verrätherischen Zipfel mit dem Daumen seiner rechten Hand in die kleine Oeffnung zwischen die beiden untersten, natürlich gut geschlossenen Knöpfe seines Hosensatzes zu schieben.

„Ja, die Venus der Römer“, stimmte die Wittve bei, „doch immer das herrlichste Vorbild für den Bildhauer, wie für die farbenreiche Kunst der Maler.“

„Der der Ma—ma—ma—aaa—ler“ stotterte Herr Kun in fürchterlichster Verlegenheit, denn er stopfte und stopfte, und der Zipfel wollte kein Ende nehmen. Frau Martina, durch das Stottern aufmerksam gemacht, warf von ihrer Arbeit weg einen verwunderten, flüchtigen Blick auf ihren neuengagirten Hofmeister und dessen seltsames Treiben, doch senkte sie sofort wieder ihr Auge mit einer so ruhigen Miene, daß der Candidat wenigstens darüber im Zweifel bleiben konnte, ob die gnädige Frau etwas gewahr worden war, oder nicht.

Seine Stirne bedeckte sich mit kaltem Angstschweiß, und er drohte in Ohnmacht zu fallen. Schien es doch, als ob nicht blos ein Zipfel, sondern das ganze Hemde vorn herausginge, und als ob auch dieses in die Unendlichkeit gewachsen wäre. Mit der linken Hand faßte er nun den entsprechenden Rockschöß, ihn über die verhängnisvolle Stelle ziehend, während sein Daumen rastlos weiter bohrte und arbeitete. Endlich, endlich fühlte er den letzten Rest des Zipfels geschwunden, noch ein letzter Ruck, und ein tiefer Seufzer der Erleichterung hob die etwas schmale Brust des jungen Gelehrten. Da setzte er sich energischer, wie um seine bisherige Verlegenheit zu bemänteln, auf seinem Stuhle zurecht und begann, an das ein wenig ins Stocken gerathene Gespräch anknüpfend, einen recht interessanten, aber im schulmeisterlichen Tone gehaltenen Vortrag über die Plastik, welchem Martina, die nun ihre Hände mit der Arbeit im Schoß ruhen ließ und ein wenig spöttisch lächelnd ihr Gegenüber betrachtete, aufmerksam zuhörte.

Da sollte ein neues Ungemach, welches über Kun kam, einen plötzlichen, gewaltsamen Schluß des Vortrages herbeiführen.

Vielleicht kitzelte ihn nur das Licht der Sonne in der gerade nicht kleinen Nase, vielleicht war es nur der Ausfluß einer Erkältung; der Candidat schien einige Male die Worte zu verschlucken, wobei er gluckste, als ob er gewaltsam etwas unterdrücken wollte, dann hörte er auf einmal mitten in einem Worte auf, und indem sich Mund, Augen und Nasenflügel weit öffneten und nach dem eindringenden Sonnenstrahl wandten, brach es los: apschua! apsi! apschua! in allen Ton-

arten, so laut, daß Martina aus ihrem Dufel aufgeschreckt, von ihrem bequemen Sitz aufsprang und den Erzeuger dieses Lärmens, den es auch nicht mehr auf seinem Sessel gelitten hatte, wie ein Wunderthier anstarrte.

Das Niesen eines Menschen hat ja nichts Außerordentliches an sich und pflegt auch in gebildeter Weise gedämpft, salonsfähig zu sein. Dem Niesen Kunz aber mußte man diese letzte Eigenschaft entschieden absprechen. Immer in gleicher Weise fortfahrend, wobei sich sein Gesicht jedesmal in krampfhafter Erschütterung verzerrte und eine blaurothe Färbung anzunehmen begann, stübten seine beiden flachen Hände einen wahren Weistanz an seinem Körper aus. Vorn und hinten, oben und unten strichen sie wie ein paar rasend gewordene Dreschflegel auf und nieder, abwechselnd für einen kurzen Moment in einer der zahlreichen Taschen seiner Kleidungsstücke verschwindend. Rocktasche, Westentasche, Hosentasche, Westentasche, Hosentasche, Rocktasche, rastlos, unermüdet, immer ängstlicher und wilder.

„Aber, um Gottes Willen! Herr Hofmeister, was treiben Sie?“ rief Martina, der nun selbst angst wurde.

„Mein Ta— apschua, — mein Taschen — — tuch — — pschua, psi — — ich kann es nicht finden.“

„Aber Sie haben ja vorher darauf geseffen und es in Ihren Hosent — — in eine ganz sonderbare Tasche gestopft,“ entfuhr es den Lippen der Hausherrin.

Diese ganz unerwartete Eröffnung bewirkte nicht blos ein sofortiges Aufhören des geräuschvollen Niesens, sondern gebot auch den herumirrenden Händen Stillstand. Nun griff mit einer hastigen Bewegung seiner Rechten vorn nach seinem Beinkleid und zog aus dem gewaltsam aufgerissenen Schlitze ein Taschentuch hervor, welches an Größe dreist den Vergleich mit einem gewertheilten Bettlaken aushalten konnte, wodurch sich allerdings die lange Zeit erklärte, welche der arme Candidat gebraucht hatte, um es in den Hosentuch zu stopfen. Damit war es aber nicht genug des Unglücks. Durch das hastige, blickartige Herausziehen dieses notwendigen Gebrauchsartikels war jetzt wirklich ein Zipfel mit herausgerissen worden.

Bei diesem Anblick brach Frau Martina in ein haltloses, frisches, fröhliches Gelächter aus. Es war ihr unmöglich, diese Regung der Heiterkeit über die überwältigende Komik der Situation zu unterdrücken.

„Nein, seien Sie mir nicht böse, lieber Kunz, aber es ist kostbar! Verzeihen Sie . . ., ich sterbe vor Lachen.“

Der aber empfand jetzt nur Eins: fort, fort! Er stürzte wie gepeitscht aus dem Gemach, zum Schluß noch einen seiner kleinen Jöglinge unweissend, die gerade von ihrer alten Bonne hereingeführt wurden, um dem neuen Herrn Hofmeister präsentirt zu werden.

Das Aufheulen des Knaben mischte sich in das ununterbrochene Gelächter Martinas, die in ihren Lehnstuhl zurückgesunken war.

„Ich werde mir ihn schon erziehen“, stöhnte sie mit thranenden, vergnügten Augen.

II.

Und wie sie sich ihn erzog!

Allerdings gehörte einerseits ein so gelehriger Schüler

dazu wie Feodor Kunz und eine Erzieherin wie Martina, andererseits eine solche Handhabe, wie sie der Letzteren die Scene mit dem verhängnißvollen Zipfel gegeben hatte. Diese war der Ausgangspunkt einer sich rasch entwickelnden Vertraulichkeit geworden, welche sonst vielleicht unterblieben wäre.

Martina von Taret war eine ungewöhnlich schöne Frau von liebenswürdigem Charakter, welche nach dem Tode des Gatten gezwungen war, ein ziemlich einsames Leben auf ihrem Landhause zu führen, da ihre Einkünfte ein standesgemäßes Leben in der Großstadt, wohin sie allerdings ihre Neigungen zogen, nicht gestatteten.

Obgleich Martina durchaus nicht die Frau war, die ihr Leben mit leeren Tändeleien zubrachte, — sie hatte im Gegentheil recht tüchtig zu arbeiten, da ihr nicht blos die Verwaltung des Gutes oblag, sondern auch der Hausstand von ihr allein geleitet wurde — so war doch das Bewußtsein ihrer Schönheit und die Beschäftigung mit derselben eine für sie unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung.

Die Aphrodite hatte im Schlafgemach ihren Platz gefunden. In halber Lebensgröße und in zwanglosster, aufrechter Haltung ausgeführt, stand sie auf einem schwarzen, meterhohen Sockel, in einer von grünen Palmen gebildeten Nische, so ein außerordentlich wohlthuendes und ästhetisches Bild darbietend, welchem nichts von der Sinnlichkeit anhaftete, die man sonst ähnlichen Statuen durch einen rothen Hintergrund und die gleichfarbige Beleuchtung zu geben trachtet. Da liebte es denn Martina, bevor sie sich zur Ruhe legte, oder auch des Morgens, wenn sie Toilette machte, bei wohlverschlossener Thür zwischen sich und der Antike Vergleiche anzustellen, die gar sehr zu ihren Gunsten ausfielen, denn das warme Colorit des Fleisches und den Glanz des dunklen, mandelförmig geschnittenen Auges konnte keine gemeißelte Figur aufweisen, war kein Bildhauer im Stande wiederzugeben.

Bei diesem anmuthsvollen Treiben war es eine natürliche Folgerung ihrer Gedanken, wenn sich zur Bewunderung ihrer eigenen nackten idealen Schönheit der Wunsch gesellte, auch ein anderes Wesen möchte noch des Glückes theilhaftig werden, sich an dem Anblick dieses so ebenmäßigen Gliederbaues zu erfreuen. Daß dieses andere Wesen nur ein Mann sein konnte, war selbstverständlich, und daß damit auch der Liebe sehnuchsvolles Begehren von einem Weibe in Verbindung gebracht wurde, das gerade in der vollsten Blüthe stand, das konnte gar nicht anders sein. Allein Martina lebte ziemlich abgeschlossen, nur mit wenigen Gutsnachbarn verkehrend, unter denen sich kein einziger Mann befand, der nur im geringsten Eindruck auf das Herz der Wittve hätte machen können.

In dieser Zeit stellte sich die Nothwendigkeit ein, für die Knaben einen Hauslehrer zu engagiren, und die Wahl Frau von Tarets' war auf Feodor Kunz gefallen, dessen Entrée durch die Verkennung von der Natur des weißen Zipfels einen so überwältigend komischen Eindruck auf sie gemacht hatte, der aber ihre Gunst für den hübschen, kunstverständigen Candidaten keineswegs zu erschüttern vermochte, vielmehr den Wunsch und Ehrgeiz in ihr hervorrief, den schüchternen Lehrer ihrer Kinder in einen vollendeten Gentleman umzuwandeln.

Martina begann damit, sich Feodor Kunz dadurch vertraut zu machen, daß sie, so oft es ihre Zeit erlaubte, den

Ein Irrthum, der keiner ist.



— Wohnt hier Fräulein Gola Fling?
— Nein, aber bitte nur einzutreten.

Unterrichtsstunden bewohnte und die tüchtige Art des Pädagogen lobte. Täglich mit ihm unternommene Spaziergänge und ein freundliches Eingehen auf seine Bemerkungen über die ihn interessirenden Gegenstände bannten sehr bald vollkommen jede schüchterne Zurückhaltung. Dazu kam noch, daß Feodor sich auf Veranlassung seiner Herrin wenn auch nicht gedehnt, so doch modischer kleiden mußte, und es schien, als wenn mit dem neuen Gewande auch ein neuer, moderner Geist über den jungen Candidaten gekommen wäre, in dessen Inneren die Eitelkeit gefallen zu wollen erwachte, eine Eitelkeit, die in der unbegrenzten, anbetenden, aber tief respektvollen Verehrung ihren Ursprung fand, die er für die schöne Mutter seiner Zöglinge zu empfinden begann. In einem Punkte blieb er aber schüchtern bis zur Blöthe: in der Liebe.

Martinas Gefühle wurden wärmer, und diese Wärme zeigte sich täglich mehr und mehr in dem Verkehr mit Nun, dessen Gegenwart ihr bald unentbehrlich wurde. Sie versäumte keine Gelegenheit, wo sie mit ihm zusammenkommen konnte, ja es kam wohl auch vor, daß sie ihn aus irgend einem nichtigen Grunde zu sich beschied, wenn sie im entzückenden Reglé vor dem Toiletentische saß und ihr herrliches Haar kämmen ließ. In solchen Fällen blieb der Candidat an der Thüre stehen, mit gesenkten Augen, kaum zu athmen wagend und nur verwirrt die von der gnädigen Frau verlangte Auskunft gebend, froh, so bald als möglich aus der ihn beengenden Atmosphäre dieses Gemaches fort zu kommen. Er liebte sie mit der ganzen Gluth seines unverdorbenen, keuschen Herzens, ohne daß er es selbst wußte, und wenn ihm auch in der allerersten Zeit eine Ahnung seiner Gefühle, wie die köstliche Morgenröthe eines Frühlingstages aufgegangen war, so unterdrückte er schnell jede solche Regung, da er sich in seiner Bescheidenheit viel zu gering für eine Frau von Taret dünkte. Das war es, was ihn so zaghaft machte und ihn die Gelegenheiten möglichst meiden ließ, bei welchen Martina gar zu verführerisch ansah.

III.

Der Winter war wieder vorüber, der Winter mit seinen stillen, gemüthlichen, langen Abenden, an welchen die weltmännische Erziehung Feodor Nuns beendet worden war. Das Frühjahr hatte mit Vogelsang und Blüthenduft seinen Einzug gehalten, und mit dem Erwachen des reichen Lebens in der Natur war auch in verstärktem Maße die wohlgeheutete Liebe Martinas wieder erwacht und mächtig angeschwollen, so daß sie allen gesellschaftlichen Rücksichten zum Trotz die Fesseln zu sprengen drohte. Es war wie ein Fieber, das sie ergriffen hatte und welches sie auch nach und nach auf Nun übertrug, der doch endlich trotz aller seiner Blöthe bemerkte, wie es um ihn und um seine Herrin stand. Ja, wenn er nur Muth gehabt hätte! Aber ein Weib küssen, das dünkte ihm schlimmer als der Kugelregen einer Schlacht. Da geschah es eines Morgens, daß Martina wieder einmal das unwiderstehliche Verlangen fühlte, Nun zu sehen und ihn durch die Kammerfrau unter dem Vorwande zu sich beschied, ihm eine wichtige Instruktion in Betreff ihrer Kinder ertheilen zu müssen. Im Zimmer herrschte noch jene behagliche und anheimelnde Unordnung, welche das Schlafgemach einer hübschen Frau kennzeichnet, die sich eben von ihrem Lager erhoben hat. Die ganze

Atmosphäre war von jenem berausenden Duft geschwängert, der ganz undefinirbar seinen bezeichnenden Charakter dem Raume gibt, in welchem Schönheit und vornehme Eleganz zu schlafen und die intimsten Verrichtungen der Toilette vorzunehmen pflegen.

Als Feodor Nun in diesen geheiligten Raum eintrat, saß Martina vor dem großen Spiegel in einem langen, ganz weißen Gewande, das in malerischen Falten den schlanken Körper umfloß, und bemühte sich die Fülle ihres Haars auf ihrem Kopfe mittelst eines silbernen Pfeiles zu einem griechischen Knoten zu ordnen. Die herrlichen nackten Arme, von denen die weiten Ärmel zurückgefallen waren, leuchteten dem Candidaten wie der Marmor der danebenstehenden Aphrodite entgegen und verwirrten ihn, so, daß er wie gewöhnlich verschämt die Augen senkte, welche dabei auf den nackten, vorgestreckten Füßchen des bezaubernden Weibes haften blieben, die in ganz winzigen Pantöffelchen von Seehundsfell stakten.

„Wie schön, wie unsagbar schön!“ kam es flüsternd aber deutlich vernehmbar von den Lippen des jungen Mannes, der ob seiner eigenen Kühnheit erschreckt, die Hand auf den Mund preßte, als ob er das entflohene Wort wieder in die Kehle zurückbannen wollte.

Frau von Taret erröthete vor Vergnügen; war es doch die erste lautgewordene Huldigung des heimlich Geliebten. Sie bligte ihn mit ihrem großen, dunklen Auge an, das ihm deutlich sagte: „Ich habe Dich wohl verstanden“, aber ihr süßer Mund erwiderte im Widerspruch mit ihren Gedanken auf die Aphroditeweisend:

„Sie haben Recht. Es ist auch das Schönste, was ich besitze.“

Nun schwieg auf diese Antwort; seine Blicke rissen sich gewaltsam von der lebendigen warmen Schönheit los, um sich auf den kalten Stein zu richten. Martina aber hatte sich erhoben, und legte mit wogendem Busen die Hand auf die Schulter des begeisterten Kunstkritikers.

„Glauben Sie nicht, Nun, daß ich ebenso schön bin, wie diese Statue?“ frug sie.

Der Candidat begann zu taumeln. Er fühlte, wie die Leidenschaft in ihm hervorzubrechen drohte, gleich der feurigen Lava aus dem Krater des Vesuv.

„O Sie, gnädige Frau, Sie sind das Schönste, was je auf Erden gelebt hat; Ihr Fuß, Ihr göttlich schöner Fuß!“ lallte er wie trunken.

„Nun wohl,“ flüsterte Martina leise lächelnd, „so dürfen Sie ihn küssen.“

Da stürzte Nun vor ihr nieder und preßte im heißen, innigen Kuß seine Lippen auf die weiche, zarte, durchsichtige Haut dieses kleinen Wunderwerkes der bildenden Natur.

Ein Schauer durchrieselte den Leib Martinas. Sie war in den Sessel zurückgesunken und beugte sich zu dem noch vor ihr knieenden Nun nieder.

„Lieben Sie mich, Feodor?“

Der hatte wie in Anbetung die Hände gefaltet.

„Ob ich Sie liebe? O gnädige Frau, o Martina! Eigentlich weiß ich nicht, was Liebe ist, aber wenn es Das ist, was ich für Sie empfinde, so ist es das herrlichste, das großartigste, das beste und edelste Gefühl, was ein Gott in

des Menschen Brust gelegt hat, um ihn schon hier auf Erden in den Himmel zu erheben, wenn dieses Gefühl erwidert wird.“

Die reizende Frau lächelte glücklich, doch der Schalk blickte wieder aus den feinen Grübchen ihrer Wangen hervor.

„So schwören Sie mir, daß Sie mich lieben, immer und ewig lieben wollen.“

Der Candidat hob die Rechte hoch empor.

„Ich schwöre!“ begann er.

„Halt,“ unterbrach sie ihn. „Schwören Sie mir bei . . . bei . . . ich muß etwas suchen, woran Ihnen die Erinnerung heilig und mir theuer ist. Schwören Sie mir bei dem Zipfel! Sie wissen schon, — bei dem verhängnisvollen Zipfel, der bei unserer ersten Begegnung eine so wichtige Rolle gespielt hat“, rief sie laut auflachend und den Erröthenden an ihr hochklopfendes Herz ziehend.



aviar = Schnitten.

Empfehlung.

Frau (bei Aufnahme einer Köchin): Haben Sie auch einen Schatz?

Köchin: Ja, aber er hat sehr wenig Appetit.

*

Bedenkliche Logik.

Professor (zu den Hörern): „Also, meine Herren, die Sprache ist es, welche das Thier zum Menschen erhebt. Wenn das Schwein sagen könnte: „ich bin ein Schwein!“ so wäre es schon kein Schwein mehr, sondern ein Mensch.“

*

Fatale Probe.

Gast: Aber, Herr Wirth, warum wird denn jener Herr da hinausgeworfen? er hat doch nichts gethan und war ganz ruhig.

Wirth: Ja, das stimmt auch; aber heute ist der neue Hausknecht hier und da muß ich doch wissen, ob der's Geschäfft versteht.

*

Naheliegende Frage.

Herr (Gerichtsbeamter): Mein Fräulein, wenn Sie mich immer so verklebt ansehen, so werde ich Sie amtlich belangen!

Dame: Standesamtlich?

*

Matter Rath.

Herr: Und diese Cigarren haben Sie mir warm empfohlen?! Als ich die Kiste oben öffnete, fand ich zuerst gute und unten nur schlechte Cigarren!

Verkäufer: Ja, dann müssen Sie künftig immer umgekehrt anfangen.

Eine Wiederverföhnung.

Erzählung

von Armand Silvestre.

Wir hatten es ihm gesagt, Jacques und ich; — wir hatten es ihm gesagt, dem armen Cascamille, daß er, indem er im Alter von 53 Jahren Fräulein Olympia Blanc-Minot zum Traualtar führt, die genau 18 Lenze zählt, nur die Zahl der lächerlichen und unglücklichen Ehegatten vermehren werde. Zu besserer Befräftigung hatte der Kommandant Laripète, der sich in solchen Dingen auskennt, ihm Folgendes hinzugefügt:

„Ich bin nur um 6 Jahre älter als meine Frau und habe sie ein halb Duzend Mal auf unredlichen Wegen erwischt. Da Du um 35 Jahre mehr zählst als Deine Braut, kannst Du es Dir ohne Mühe ausrechnen, wie viele „Bemerkungen“ Du ihr zu machen haben wirst“. Aber es nützte nichts. Cascamille war verliebt wie ein alter Bock und antwortete nur, daß Fräulein Blanc-Minot die schönsten Augen von der Welt habe. Und darin hatte er Recht. Er ruhte denn auch nicht eher, als bis sie ihn kirchlich und weltlich als legitime Ehegattin ange- traut ward, worauf er mit ihr allfogleich nach der Schweiz abreiste, wie es sich für einen Spießbürger, der er ist, geziemt.

Wie Laripète es vorausgesagt hatte, und noch früher, ward Cascamille's Honigmond brüchig, ehe man den ersten Gletscher erstiegen hatte, und bis sie auf den Montblanc gelangten, war aus dem Mond ein prächtiger Halbmond mit einem voll ausgewachsenen Doppelhorn geworden. Ein Him- melbett in einem schweizerischen Gasthose war's, wo Casca- mille sich dieser schnellen Wandlung der Dinge bewußt ward. Da er eitel war wie ein Pfau und sich besser dünkte wie alle Anderen, erzürnte er sich gar sehr, beeilte sich nach der Haupt- stadt zurückzukehren und schleppete Olympia vor das Ehe- scheidungs-Tribunal. Doch Olympia war so geschickt, sich einen pffiffigen Advokaten zu nehmen, der unsern Cascamille in den Roth zerrte, wie den letzten Hallunken. So kam es, daß die Scheidung wohl ausgesprochen ward, aber zum Schaden des Mannes, mit der ungünstigsten Begründung für seine Mora- lität und der bestimmten Warnung, sich in der Behauptung seiner nunmehr von ihm getrennten Gattin nie wieder blicken zu lassen, weil er sonst verhalten würde, die eheliche Gemein- schaft mit ihr wieder aufzunehmen oder eine schwere Geldbuße



zu entrichten. Dieser letzte Punkt des Urtheils stimmte ihn sehr heiter.

— Da kann der Richter ganz ruhig sein! rief er lachend aus.

*

Laripète und ich, die wir Cascamille's Trauzengen gewesen, schämten uns dieses Ausganges so sehr, daß wir uns bemühten, das geschiedene Ehepaar aus den Augen zu verlieren. Aber eines Tages kam Jacques zu mir und erzählte mir wieder einmal einen seiner vielen losen Streiche, und durch seine Mittheilungen bekam ich indirekte Nachrichten über die Frau. Er erzählte mir von einer jungen Frau, die ihr fast sechszigjähriger, sehr brutaler Gatte mit sich in das Vaterland Wilhelm Tell's geschleppt hatte, um sie dort in schamloser Weise mit allen Hötelmägden zu betrügen. Die Aermste war zu Fuße nach der Hauptstadt zurückgekehrt und hatte bei den Gerichten Schutz vor diesem Ungeheuer gesucht. Die Gerichte thaten ihre Schuldigkeit und züchtigten diesen Schlingel nach Gebühr. Seine Frau hätte ihn auf die Galeeren schicken lassen können, aber sie begnügte sich damit, sich von ihm scheiden zu lassen. Er — Jacques — hatte das gerichtliche Erkenntniß gelesen. Ach, der arme Engel! Welche Kämpfe und Leiden hatte sie zu bestehen!

Jacques' „armer Engel“, die unschuldige Märtyrerin war keine Andere, als — die schöne Olympia.

— Wirst Du glauben, rief er mit steigender Entrüstung, daß das Gesetz diesem Glenden noch gewisse Rechte auf das arme Geschöpf einräumt? Unter dem Vorwande, daß sie noch immer seinen Namen trägt — ein sauberer Name, das! — darf er sich das schändliche Vergnügen gönnen, sie zu überwachen, ihrer Aufführung nachzuspioniren, sie zu ewiger Wittwenschaft zu verurtheilen! Zu ewiger Wittwenschaft mit zwanzig Jahren! Denn sie zählt jetzt zwanzig Jahre. Vergebens protestirt die Natur; vergebens entfaltet sich ihre Jugend in voller Pracht; vergebens erschließt sich die Blume des Verlangens auf ihren süßen Lippen . . .

— Wie? Sie hat keinen Liebhaber genommen? unterbrach ich diese lyrischen Ergüsse.

— Aber ja! erwiderte Jacques mit einem vieltragenden Blinzeln seiner Augen.

— Nun, was erzählst Du mir dann von der Natur, der Jugend und der Blume des Verlangens?

— Ich wollte nur sagen, daß wir tausend lächerliche Vorsichtsmaßregeln anwenden müssen; daß wir fortwährend vor Angst zittern, als ob wir zwei Verbrecher wären; daß die Spionage dieses Lümmels uns fürchterlich lästig ist und daß ich ein Gesetz, das Solches erlaubt, sehr dumm finde! . . .

*

Einige Zeit nachher traf ich Cascamille, der mich nicht eher verlassen wollte, als bis ich ein Glas Bier mit ihm trank. Es war eils Uhr Abends und wir traten in ein Speisehaus, wo ich alsbald die Ueberzeugung gewann, daß mein Freund ein Trunkenbold geworden war. Er trank und trank und jemehr er trank, desto geschwägiger ward er. Ich hütete mich wohl, ihm von seiner Frau zu sprechen; er aber sprach mir von nichts Anderem. Er mache sich nur lustig über diese Schelmin, meinte er. Er sei sehr froh, daß er sich ihrer ent-

ledigt habe. Aber deshalb darf sie von ihm dennoch keine Ruhe haben. Jeden Tag spielt er ihr irgend einen bösen Streich. Sie wohnt unweit von da, in der Rue Condorcet Nr. 14, II. Stock. Heute erst habe er einen Freund, der im nämlichen Hause, ein Stockwerk höher wohnt, beauftragt, gegen Mitternacht fest auf den Fußboden zu stampfen, um ihr Furcht einzujagen. Er selbst geht jeden Abend, wenn er heimkehrt, an ihrer Hausthüre vorbei, nicht ohne daselbst reichliche Spuren seiner Mißachtung zurückzulassen; nur, um sich ausgiebiger rächen zu können, trinke er so viel Bier.

Er zog mich gewaltsam mit sich, an dem Hause vorbei, wo Olympia wohnte, und trotz meiner Proteste gegen die Geschmacklosigkeit dieses sündfluthlichen Racheaktes erging er sich in schier endlosen Ergüssen gegen die unschuldige Hausthüre seiner ehemaligen Gattin.

Doch plötzlich öffnete sich im zweiten Stockwerke ein Fenster; ein schwarzer Schatten tauchte an der vom Monde hell beschienenen Mauer des Hauses auf, und ich sah Cascamille mit einem furchtbaren Schrei zu Boden stürzen. Ich eilte hinzu und sah, daß ein Mann ihm auf den Kopf gefallen war, ein Mann, der sich sogleich wieder aufrichtete. Ich stürzte mich auf diesen Mann, aber o Schrecken! es war Jacques. Dieser ergriff mit fieberhafter Erregtheit meine Hände und flüsterte: „Leute kommen; sprich so wie ich, sonst ist Alles verloren.“

In der That hatte das Gebrüll Cascamilles alsbald das ganze Stadtviertel alarmirt.

— Was gibt's? Was ist geschehen? fragte man von allen Seiten.

— Es ist nichts weiter geschehen, erwiderte Jacques mit großer Ruhe, als daß ich, hier vorbeikommend, diesen armen Teufel aus einem Fenster des zweiten Stockwerkes herabfallen sah.

Und er zeigte auf Cascamille, der noch immer stöhnend, fast ohne Bewußtsein am Boden lag.

In diesem Augenblicke erschien auch Madame Cascamille am Fenster.

— Kommen Sie rasch herab, Madame! schrie Jacques hinauf.

Sie erschien denn auch alsbald auf der Straße und als sie ihren Gatten fast regungslos auf dem Pflaster ausgestreckt sah, begann sie herzbrechende Schreie auszustößen, wie Eine, die fühlt, daß sie etwas sagen sollte, aber nicht weiß, was sie sagen soll.

— Lassen Sie Ihren Gatten in Ihre Wohnung hinaufschaffen, Madame, sagte ich mit Nachdruck und zur großen Ueberschung Jacques'.

Einige handfeste Leute packten Cascamille und trugen ihn in das Haus, während die Menge auf der Straße unter allerlei Bemerkungen sich zerstreute.

*

— Wirst Du mir jetzt erklären, was Alldies zu bedeuten habe? fragte ich Jacques.

— Die Sache ist ganz einfach, erwiderte Jacques. Ich war bei dem Engel, von dem ich Dir neulich erzählt habe . . .

— Bei der Frau des Ungeheuers?

— Richtig. Plötzlich — es war gegen Mitternacht — erhob sich ein Gepolter, von welchem das ganze Haus er-

schüttelt ward. Die Frau erschrak sehr und bat mich zu fliehen. Aber wir waren im Stockfinstern, der Schlüssel war aus dem Schlüsselloch gefallen und ich konnte ihn nicht finden. Da empfahl ich meine Seele Gott und sprang aus dem Fenster. Das Uebrige ist Dir bekannt.

— Und Du weißt jetzt, daß Du dem Gatten auf den Kopf gefallen bist. Ich habe die Situation sofort erfaßt und habe kein besseres Auskunftsmitel gefunden, als den berauschten Cascamille in die Wohnung seiner Gattin schaffen zu lassen.

— Oh, ich danke Dir, daß Du die Ehre Derjenigen gerettet hast, die ich liebe!

Und Jacques ging seiner Wege, nicht ohne sich energisch den Rücken zu reiben.

Am folgenden Tage las ich in meiner Zeitung folgende Notiz:

„**Ein neuer Romeo.** Wieder ein Liebesdrama! aber diesmal ein solches, das der Moral zugute kommt. Ein in seinem Stadtviertel sehr geachteter Mann, Herr C., hat sich vor zwei Jahren von seiner ein wenig leichtfertigen Gattin gerichtlich scheiden lassen. Da er aber ohne sie nicht leben konnte und die Pückerlichkeit einer öffentlichen Wiederveröhnung scheute, besuchte er sie nächtlicher Weile wie ein Liebhaber, und um sich besser zu verbergen, stieg er zum Fenster ein und aus, mittelst einer Strickleiter, welche seine gewesene Frau ihm zuwarf. Gestern ereignete es sich, daß die Leiter riß; Herr C. stürzte auf das Straßenpflaster und schlug sich schier zu Tode. Doch der Unglücksfall hatte auch sein Gutes; er bot Herrn C. Gelegenheit, vor aller Welt in sein Haus zurückzukehren und so einer falschen Situation ein Ende zu machen, die früher oder später diese ehrenwerthe Dame kompromittirt haben würde.“

*

Als Cascamille am folgenden Tage, nachdem er sich von dem Unfall erholt hatte, seine Freiheit wiedergewinnen wollte, sagte ihm die schöne Olympia:

— Mein Liebster! Sie wissen, daß die Trennung von Tisch und Bett in dem Augenblick ein Ende hat, in welchem eine leibliche Annäherung der beiden Ehegatten constatirt wird. Heute weiß alle Welt, daß Sie diese Nacht unter meinem Dache zugebracht haben. Wir sind daher nicht mehr getrennt und Sie werden die Schulden bezahlen, die ich seit unserer Trennung gemacht habe; Sie sind in dieser Hinsicht gerade zur rechten Zeit gekommen. Umarmen Sie mich.

Seither geht Cascamille keinen Schritt ohne seine Frau. In dem Stadtviertel nennt man sie die zwei Turteltauben.



Nur einmal!

Nun bin ich schon alt und ich habe
Die halbe Welt fast geseh'n,
Sah Länder und Städte und Meere,
Sah Zeiten kommen und geh'n!

Ich sah, wie die Menschen dachten,
Wie sie rangen und strebten zum Ziel,
Und wie sie weinten und lachten,
Und haßten und liebten so viel!

Doch nun ist's vorbei und vergessen
Ist Alles, was einst ich erlebt,
Verblüht und versprüht sind die Träume,
Die einst durch den Sinn mir geschwebt.

Nur Ein's bleibt mir stets im Gedächtniß,
Gedenk' ich vergangener Zeit,
Das hat mir zum theu'ren Vermächtniß
Die alte Erinnerung geweiht.

Ich sah es nur einmal, wie lang' auch
Und weit durch die Welt ich mich schlug, —
Das war ein — Rauchfangkehrer,
Der Augengläser trug! Ignaz Pauer.

Neue alte Geschichten

von Catulle Mendès.

II. Von einem betagten Rittersmann der Grafschaft Provence, der so übel berathen war, mit einer harthörigen Fee zu leise zu reden, und einer Dame, welche zwei Jahre hindurch den Mund geschlossen hielt.

I.

Hätte Einer die allerbesten Augen von der Welt gehabt und ein halbes Jahr lang in allen Städten und Schloßern der Grafschaft Provence gesucht, er hätte keine Frauensperson finden können, so lieblich von Angesicht und Körper, so vollkommen in allen Stücken, wie die Vicomtesse Ferdigonne von Puyfaurin. Ihr rundes, ein wenig fettes Antlitz glich einem Teller voll Erdbeeren und Sahne; man mußte nicht erst eine Kage sein, um nach diesem Teller lüftern zu werden; mehr als ein Edelmann hätte sich nicht lange bitten lassen, um die Zunge darnach hervorstrecken. Was ihre geheimeren Schätze betrifft, welche Hock und Busentuch neidisch verhüllten, so konnte man an dem Anschwellen der straff gespannten Stoffe unschwer sehen, daß sie so rund und fest waren, wie man es nur immer wünschen konnte. Und mit so vielen lebenswürdigen Schönheiten verband die Vicomtesse Ferdigonne von Puyfaurin noch den ganz besondern Reiz, daß sie köstlicher duftete, (ich spreche nur von natürlichen Düften) als eine Kliederhecke im Mai. Jawohl, ihr Duft war fürnehmer, als der der jungen Blumen und Blüthen, denn es war der Duft des jungen Weibes. Wenn sie durch ein Zimmer schritt und dabei durch die Bewegung des Leibes die Röcke schüttelte, so meinte man, sie verberge unter den Kleidern ein Räucherpfännchen, in welchem Gewürze brennen, duftiger denn alle Spezereien Arabiens. Und es war dem auch so, und man kann sich wohl denken, daß ein solcher Frauenduft nicht darnach angethan war, die Liebeswerber zu verschrecken, die schon

durch das liebliche, schelmische Antlitz der Dame Verdigonne und die Kundungen ihres Sammetleibchens genugsam in Verwunderung versetzt waren.

Und darum hatte der alte Vicomte von Puyfaurin triftigen Grund zur Unruhe, als er die Zeit herankommen sah, da er seine Gemahlin verlassen sollte, um dem frommen König Ludwig auf seinem Kreuzzuge nach dem Morgenlande zu folgen. Wohl wußte er, daß Verdigonne eine sehr sitzame Dame sei, ebenso tugendhaft wie schön. Auf alle Bitten und Beschwörungen ihrer Ambeter, und verlangten sie auch nur das allergeringste Zeichen ihrer Huld, hatte sie nur eine Antwort: ein unerbittliches Nein! So, daß sie im ganzen Lande nicht anders hieß, als „der Mund, der Nein sagt“. Dies wäre doch genug gewesen, um einen Eifersüchtigen zu beruhigen. Aber nein; der alte Herr sagte sich, daß das Fleisch schwach sei, selbst wenn es sehr fest ist; daß die Einsamkeit eine schlimme Beratherin werden könne für eine Person von 22 Jahren, und wäre sie sonst auch noch so bescheiden und tugendhaft; und er konnte den quälenden Gedanken nicht loswerden, daß vielleicht das Räucherpfännchen, von dem solche balsamische Dünste ausgingen, während seiner Abwesenheit von irgend einem tollkühnen Liebhaber geöffnet werden könnte, der Verlangen tragen könnte, aus größter Nähe jene Wohlgerüche einzusaugen, die köstlicher waren, denn alle Spezereien Arabiens.

II.

Zur selbigen Zeit hauste in einer Höhle der Alpen eine Hexe, oder vielmehr eine Heye, die — wie es im Volksmunde hieß — zehnmal so alt war als die ältesten Bäume des Urwaldes ringsumher. Jäger und Köhler erzählten, es sei eine schlimme Heye, zu allerlei bösen Streichen stets bereit; doch sei sie auch sehr geizig und habgierig, so daß man durch eine Handvoll Goldmünzen sich ihrer Gunst versichern könne.

Einige Tage vor seinem Ausbruche nach dem Morgenlande begab sich der Vicomte von Puyfaurin zu dieser Heye, indem er dachte, daß er mit ihrer Hilfe sich der Tugend seiner Gemahlin und der Ruhe seiner Seele werde versichern können. Natürlich brachte er in seinem Gurte die nöthigen Goldstücke mit, um die Heye günstig zu stimmen. Nachdem er die vier scheußlichen Köter verjagt, welche den Eingang der Höhle bewachten und der alten Heye die dürre Hand mit funkelnden Goldmünzen gefüllt hatte, erklärte diese, daß sie gerne bereit sei, sich einem so edelmüthigen Ritter dankbar zu erweisen.

— Sputet Euch aber, mir zu sagen, was Ihr von mir heißet, sprach sie; denn ich muß fort, zu einem Hexensabbath...

— Was mich zu Euch führt, sprach der Vicomte, ist nichts Anderes...

— Schreiet doch nicht so laut, unterbrach ihn die Heye. Glaubt Ihr denn, ich sei taub? Ich höre am besten, wenn man ganz leise zu mir spricht.

Um die Wahrheit zu sagen: der Vicomte von Puyfaurin hatte sehr laut gesprochen, weil man ihm gesagt hatte, daß die alte Zauberin schwerhörig sei. Aber es war ja möglich, daß man ihn getäuscht hatte, und um die Alte nicht zu erzürnen, dämpfte er seine Stimme. Doch kaum hatte er einige Worte gesprochen, als sie ausrief:

— Sehr wohl, sehr wohl! Ihr braucht mir nichts weiter

zu sagen. Ich habe sehr wohl begriffen, was Ihr wünschet. Geschlossen, nicht wahr? völlig geschlossen!

— Ja, geschlossen; aber doch nicht so stark, daß sie nicht...

— Ei freilich!... Das versteht sich... Aber doch geschlossen...

— Ja, von dem Tage angefangen, da ich ausbreche, bis zu dem Tage, da ich zurückkehre.

— Diesen Dienst kann ich Euch leicht erweisen. Das ist ein Kinderspiel für mich, die ich den Krater der schlimmsten Vulkane zu schließen im Stande bin...

— Es ist weniger schwer, den Krater des Beswus zu schließen, als...

— Ach, Ihr seid ein spaßiger Herr! Doch lassen wir Das. Was versprochen, ist versprochen. Geschlossen soll es sein, besser geschlossen, als einem Sünder das Himmelreich. Ihr könnt unbesorgt Euer Pferd besteigen.

Damit nahm sie einen Besen zwischen die Beine und verschwand in der Luft.

III.

Die Ruhmesthaten, welche der Vicomte von Puyfaurin in Palästina vollbrachte, gehören der Geschichte an. Ich erzähle meinen Lesern nur, daß der tapfere Edelmann nach Verlaß von zwei Jahren in sein Vaterland zurückkehrte, aber ohne Gefolge und nicht bei Hörnerschall. Ehe er auf sein Schloß kam, wollte er heimlich erfahren, was während seiner Abwesenheit dafelbst vorgefallen. Mit dem Gewande eines Pilgers bekleidet, einen breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe, der seine Züge beschattete, trat er in eine Herberge ein, die an der Herstraße stand, und in welcher — wie er wohl wußte — die jungen Edelleute vor und nach der Jagd sich zu versammeln pflegten. Er fand denn auch mehrere Stallmeister und Fagen da bei vollen Humpen und fröhlichem Geplauder. Der Eine sagte:

— Mich dünkt, es gleiche dem Dufte des Lavendelkrantes mit etwas rothem Pfeffer dabei.

Der Andere sagte:

— Ich glaubte den scharfen Geruch zu verspüren, der von einem Scheiterhaufen von Rosenholz aufsteigt.

— Mir schien es zu duften wie der wilde Honig, den man auf den sonnigen Hängen der Pyrenäen sammelt, meinte ein Dritter.

— Ihr Alle seid im Irrthum! rief ein Vierter, denn dieser Dufte gleicht dem eines Ebenbaum-Astes, auf dem ein Taubenpaar die laue Wärme seines Liebesnestes zurückgelassen.

Der Pilger hörte diese Worte mit einer Unruhe, die er sich nicht recht erklären konnte. Er näherte sich den Trinkern und fragte mit scheinbarer Gleichgültigkeit:

— Was ist das für ein Gegenstand, der für Jeden von Euch einen so verschiedenen und doch immer lieblichen Geruch hatte?

Die jungen Leute lachten hell auf.

— Der Mann scheint von weit herzukommen, — sagten sie, die Humpen anstoßend — da er nicht weiß, daß von dem Räucherpfännchen die Rede sei, welches die Vicomtesse Verdigonne von Puyfaurin unter ihren Röcken trägt.

Der Vicomte, den in seinem Pilgergewande Niemand er-

kannt hatte, vermochte seinen Zorn und Schmerz nur schwer zu unterdrücken. Doch er hielt an sich; schließlich war es ja möglich, daß diese jungen Leute nur in frechem Uebermuth eine solche Sprache führten. Er verließ die Herberge und irrte lange in der Gegend plan- und ziellos umher; aber ach, noch andere Bitternisse waren ihm vorbehalten. Unter einer Weide fand er mehrere fahrende Minnefänger im Grase liegen, die ihre Laute umgehängt trugen und sich mit lebhaftem Geplauder die Zeit vertrieben.

„Mich dünkt, es roch wie Sandelmehl, mit welchem Maria Magdalena ihre Haare bestäubte“, sprach der Jüngste.

„Ich bin eher geneigt zu glauben“ — sprach der Aeltere — „daß der Duft demjenigen gleiche, welcher dem König Salomon in die Nase stieg, als die Königin von Saba, mit vorn offenem Kleide, an den Stufen seines Thrones das Knie beugte.“

Von Entsetzen erfaßt, beide Hände an den Kopf pressend, eilte der Pilger weiter.

Er traf eine Gruppe von Hirten, die sich mit einander unterhielten. „Es war wie der Geruch eines Feldes voll Krausmünze, das die Sonne den ganzen Tag beschienen!“ sprach der Eine; und die Anderen nickten stumm, zum Zeichen der Zustimmung.

Der unglückliche Vicomte von Fursaurin begriff jetzt, daß der geheimnißvolle Duft des Räucherpfännchens gar viele Nasen ergötzt hatte und raschschraubend eilte er auf sein Schloß.

Schöner als je und ein wenig fetter geworden, stürzte sich Perdigonne in seine Arme und rief:

— Ach, mein Herr und Gebieter! wie bin ich froh, Euch wiederzusehen. Erstens, weil ich Euch wieder in meine Arme schließen darf, und zweitens, weil ich nach zweijähriger Stummheit die Sprache wiedergesunden habe.

Der Vicomte begriff nun Alles. Die alte Zauberin in der Berggrotte hatte ihn mißverstanden oder ihr Spiel mit ihm getrieben. Sie hatte Perdigonne die Lippen geschlossen, so daß sie zwei Jahre hindurch nicht mehr „Nein“ sagen konnte. Da war es denn nicht zu verwundern, daß so vielen Leuten die Düste ihres Räucherpfännchens bekannt waren.

P f i n g s t r o s e .

(9)

Roman von Armand Silvestre.

In einer klaren, bestimmten Absicht kaufte er bei einem Krämer eine Dütte mit grünem bengalischem Feuer. Dann harrete er der Ereignisse. Diese kamen in der Form eines längeren Manövers, das den Rittmeister Sachsenhausen und dessen Burschen einen ganzen Tag vom Hause fernhielt. Maxime schlich in das Zimmer des deutschen Offiziers und praktizierte auf den Grund der Tabakspfeife desselben einige Prisen des Pulvers, das er gekauft hatte. Und nun gab er der Dame des Hauses einen stillen Wink, etwas länger als sonst wach zu bleiben und das Fenster der Stube, welche der deutsche Offizier bewohnte, nicht aus den Augen zu lassen. Sie werde ein ergötzliches Schauspiel genießen.

Der Effekt war in der That ein wunderbarer. Als Rittmeister Sachsenhausen, nachdem er den ganzen Tag im Sattel

gelesen, am Abend heimkehrte, war es sein erstes Geschäft, sich die Pfeife zu stopfen und anzubrennen; mit einer wahren Wonne sog er den duftigen Tabakrauch ein. So saß er mit behaglich gekreuzten Beinen vor dem Kamin, wo die Scheiter lustig prasselten. Plötzlich zischte es aus seiner Pfeife hell auf und es lohte eine starke, grüne Flamme auf, die das ganze Haus einen Augenblick erhellte.

Der Rittmeister glaubte an Teufelspud, schüttelte seine Pfeife, fluchte und gestikulirte wie ein Narr. Es war zum Todlachen. Jetzt warf sich der Offizier auf seinen Burschen und prügelte ihn mit dem spanischen Kehr, indem er ihn beschuldigte, daß er seine Zahrnisse nicht sorgfältiger unter Verschluss halte. — — —

Maxime brachte den größten Theil seiner Tage in dem Häuschen der Mutter Toutain zu und spielte mit der kleinen Pflingstrose, welche zutraulicher ward, da sie ihn jetzt öfter sah. Die Liebe dieses Kindes ward ihm eine Quelle unsagbarer Freude inmitten der Trauer über das Unglück des Vaterlandes.



Endlich war es auch Helene gelungen, auf weiten Umwegen und unter großen Mühen von Corbeil nach Saint-Cloud zu kommen. Lange hielten sie in stummer Umarmung sich umschlungen. Victoire hatte das Kind spazieren geführt; die Mutter Toutain war ausgegangen, um einen Weg zu besorgen. Maxime und Helene waren denn eine Weile allein und vergaßen in dieser seligen Einsamkeit einen Augenblick den ganzen Jammer dieser Erde.

Helene fand Pflingstrose schöner und es lag mütterliche Zärtlichkeit in ihrer Freude des Wiedersehens. Und doch hätte ein scharfer Beobachter bemerken können, daß das Kind in ihrem Leben einer guten Hausfrau und Mutter nicht denselben bedeutenden Platz einnahm, wie in demjenigen Maxime's, dem Pflingstrose gleichsam ein Knospenstrauß seiner Hoffnungen war.

Nachdem sie der ersten Freude des Wiedersehens sich sattfam hingegeben hatten, plauderten sie lange, und Helene — indem sie an dem ziemlich roh gezimmerten Tische der Mutter Toutain sitzend, mit ihren hübschen, fetten Fingern ein Huhn zerstückelte, welches die beiden Frauen vor der Küchenpolizei der Preußen glücklich gerettet hatten — erzählte ihrem Freunde hübsche Geschichten über die Aufführung ihres Gatten in diesen Tagen nationaler Trauer.

Boisrobin war ein so wüthender Republikaner geworden, daß Bourichon, der zehn Jahre lang die öffentlichen Freiheiten gepredigt hatte, jetzt für einen gefährlichen Feind des Volkes galt. Boisrobin hatte an allen Mauern die berühmte Erklärung der Menschenrechte anheften lassen, und seine Reden triefen von den Phrasen der großen Revolution.

Maxime erkundigte sich auch nach Gontran, von welchem seine Mutter nichts gesagt hatte. Der Junge war aus der Schule heimgeholt worden; er nahm die Dinge weniger philosophisch als sein Vater, und wenn er sah, wie die Preußen

sich überall die besten Bissen nahmen, flammte wilder Haß in seinen Augen auf.

VII.

Und der Sturm setzte verheerend über das Land hin. Mes hatte sich ergeben, Bourbaki war über die Grenze geworfen, es war geschehen um den Sieg, welchen das mysteriöse Geschick der Schlachten Frankreich wiederbringen sollte. Paris hatte sich heldenmützig gehalten, aber es konnte nicht weiter. Man wollte nur Ehrenhalber noch etwas unternehmen. Diese allgemeine Empfindung erklärt jenen unnützen Ausfall, den man als die sichere Erlösung angekündigt hatte und bei welchem man wenigstens mit dem Blute nicht geizte.

Man weiß, wie gleich den Fluthen an einem hohen, festen Damm, diese Bataillone, die aus der Hauptstadt hervorgebracht, an der Mauer des einschließenden Feindes zerschellten.

Für Maxime, der als Gefangener auf Ehrenwort in Saint-Cloud zurückgehalten war, war es eine schreckliche Prüfung, den benachbarten Boden unter den ehernen Schritten der Brüder erdröhnen zu hören, die einer ebenso unfruchtbaren als heroischen Gefahr entgegenritten. In Buzenval, in der Nachbarschaft von Saint-Cloud, massirte sich der Feind, um dem Anprall Stand zu halten. Maxime sah die Rüstkungen der Deutschen, die sich in cynischer Weise über die eiteln Versuche einer Deblockierung lustig machten.

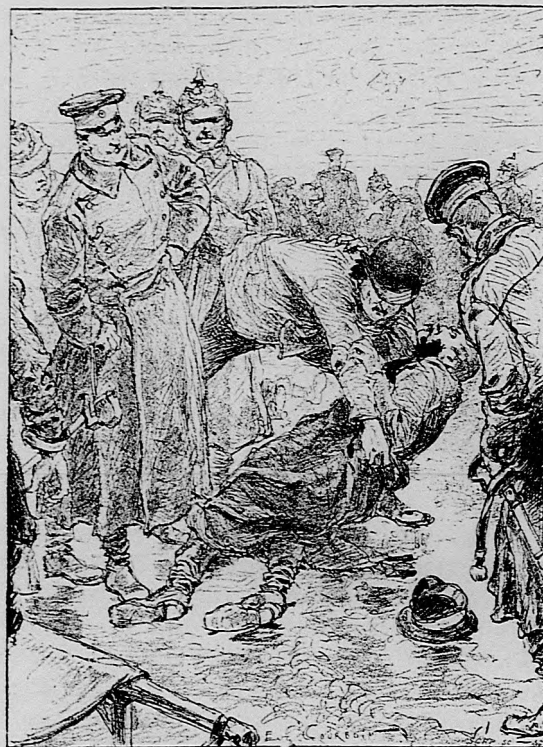
Als Maxime diese Zurüstungen sah, drohte das Herz ihm zu bersten. Mußte er denn ein unthätiger Zeuge dieses Kampfes bleiben? Durfte er nicht ein Gewehr ergreifen und sich den feindlichen Horden entgegenstürzen? Was galt sein Eid angesichts des Zusammenbruchs des Vaterlandes? Gibt es nicht Stunden, in welchen die Ereignisse den Mann all seiner Zusagen entbinden? Gibt es nicht Pflichten, vor welchen die Selbstachtung schwinden muß?

Aber selbst wenn er zum Treubruch bereit wäre, wie sollte er es anfangen?

Maxime verfolgte das Treffen in der Richtung, welche das Gewehrgeknatter ihm bezeichnete. Zwischen den Baumstämpfen dahinkriechend gedachte er die vertheidigten Mauern zu erreichen und sich den Seinigen anzuschließen.

Doch, die Dinge nahmen einen raschen Fortgang. Er war glücklich an einer Häusergruppe vorbeigekommen, in welcher eine bairische Compagnie lag, die durch das Gesecht in Anspruch genommen, seiner nicht achtete; dann folgte ein Weg, der auf einer Seite eskarpirt war, so daß Maxime unter dem Schutze dieser Erdwälle ungesehen fortschleichen konnte. Er hatte bei dem fortwährenden Pfeifen der Kugeln vielleicht noch eine halbe Wegstunde zurückzulegen, um die Vorposten der Franzosen zu erreichen. Aber, wie gesagt: die Dinge entwickelten sich rasch. Sie waren bereits gefallen, die Helden, deren Namen Frankreich niemals vergessen wird. Die Ausfallstruppen waren in vollem Rückzuge begriffen und Maxime mußte, Verzweiflung im Herzen, den Rückweg antreten. Er hielt sich so fern, als er konnte, von einem Regiment, das gleich ihm nach Saint-Cloud zurückkehrte. Und wie er so dahin schritt, plagte

wenige Schritte vor ihm eine Bombe, sicherlich der letzte Gruß der abgeschlagenen Ausfallstruppen. Ein Offizier, der an der Spitze einer Compagnie ritt, sank zur Erde, während andere Verwundete mit schmerzlichem Gestöhn auf allen Vieren fortzukommen trachteten. Der am Boden liegende Offizier stieß leise Klagen aus und beim Klange dieser Stimme wandte Maxime sich unwillkürlich um. Er erkannte in dem Verwundeten Karl Steuben seinen Freund von ehemals. Ein Splitter der Bombe hatte ihm den Hals aufgerissen und das Blut schoß in Strömen hervor.



Maxime erinnerte sich, daß dieser Mann ihm das Leben gerettet hatte; vielleicht erinnerte er sich auch, daß sie einst gar oft die vollen Gläser angestoßen hatten. Der Verwundete litt furchtbar und verlangte nach einem Trunke. Maxime hatte seine Feldflasche bei sich, die ihm die Mutter Toutain mit Cognac gefüllt hatte. Er kniete vor dem mit dem Tode Ringenden nieder und führte die Flasche an dessen Lippen; zugleich befeuchtete er einen Zipfel seines Taschentuches mit Cognac und benetzte ihm damit die Schläfen. Karl Steuben öffnete die Augen und in seinen Blicken malte sich ausägliche Nührung und Dankbarkeit. Mit krampfhafter Gewalt erfaßte er den Arm Maxime's.

Endlich kamen Leute mit einer Tragbahre. Maxime selbst nahm den Verwundeten in die Arme und bettete ihn sanft auf die Tragbahre. Dann folgte er dem traurigen Zuge.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Verlag: **Budapest, Grenadiergasse 8.**

Verlag von **Gustav Grimm** in Budapest.

Druck von **F. Buschmann** Budapest, Kronprinzgasse 8, Harsich-Bazar.